

Prof. Dr. Eduard Bernoulli

Autor(en): **Nef, Karl**

Objektyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Schweizerisches Jahrbuch für Musikwissenschaft**

Band (Jahr): **2 (1927)**

PDF erstellt am: **01.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Gemälde von Hans Sturzenegger.

Eduard Bernoulli.

Prof. Dr. Eduard Bernoulli †

Kürzlich, bei dem in Wien anlässlich der Beethoven-Feier abgehaltenen musikhistorischen Kongreß, fragte man mich von allen Seiten: „Wo ist Bernoulli, kommt er nicht?“ Nie pflegte er zu fehlen bei derartigen Vereinigungen. Mit seiner charakteristischen Gelehrtenerscheinung und seinem liebenswürdigen, kindlich heitern Wesen war er überall gern gesehen. Wohl hatte er sich in Wien angemeldet — wie gern und ehrlich begeistert machte er derartiges mit — aber bereits hatte ihn die Krankheit niedergeworfen, die ihm den Tod bringen sollte. Am Ostermontag, 18. April, ist er in seiner Vaterstadt Basel gestorben.

In unserer Zeit, wo auch die Wissenschaft anfängt, amerikanische Allüren anzunehmen und der Wettbewerb oft wichtiger wird als die Sache selbst, mutet eine Erscheinung wie die eines Eduard Bernoulli besonders sympathisch an. Nichts lag ihm ferner, als persönliche Nebeninteressen zu verfolgen. Er stammte aus dem bekannten alten Basler Gelehrteneschlecht, und mit einem Eifer und einer Hingabe, würdig seiner großen Vorfahren, betrieb er seine musikwissenschaftlichen Forschungen und Studien. Freilich, mit seinem umfangreichen Wissen wußte er nicht praktisch umzugehen, seine Gedankengänge waren oft etwas kompliziert, er wollte — ein Erbteil aus seiner Basler Heimat — an allem scharfe Kritik üben und war doch im Grund keine kritische Natur. Daher kommt es wohl, daß ihm breitere Lehrerfolge versagt blieben und die Universität Zürich, wo er seit 1910 als Privatdozent habilitiert war, ihm keinen eigentlichen Lehrstuhl schuf,

sondern nur, im Jahre 1921, den Titel eines Professors verlieh. Von mehreren seiner Schüler, von denjenigen, die die Musikwissenschaft als Hauptfach betreiben und die Bedeutung Eduard Bernoullis als Musikwissenschaftler zu würdigen verstehen, weiß ich, daß sie der von ihm empfangenen Anregungen und Belehrungen mit großer Dankbarkeit gedenken.

Unter den wissenschaftlich-literarischen Arbeiten Bernoullis sind von großem bleibendem Wert seine Neuausgaben. Mit G. Holz und Franz Saran veröffentlichte er 1901 die Jenaer Minnesingerliederhandschrift in Faksimile und in moderner Uebertragung des musikalischen Teils, eine Publikation, die man ein Monument der Literatur und der Musikgeschichte nennen darf. Einen wertvollen Beitrag zur Geschichte der Klaviermusik bildet die Faksimileausgabe der Tabulaturen von Tänzen aus den Jahren 1530 und 1531 des Pariser Druckers Attaignant; der Herausgeber begnügte sich nicht mit der korrekten Wiedergabe des Textes, sondern hat diesen auch mit sachkundigen Erläuterungen versehen. In der Handbibliothek eines jeden Musikwissenschaftlers steht seine Neuausgabe von M. Praetorius' „Syntagma musicum“ Band 3, unentbehrlich für alle, die sich mit der Musik des 17. Jahrhunderts beschäftigen.

Eduard Bernoulli hat ursprünglich Theologie studiert. Als er zur Musikwissenschaft überging, beschäftigte ihn zuerst die Kirchenmusik; der Titel seiner Dissertation, mit der er sich im Jahre 1896 in Leipzig den Doktorhut erwarb, lautet: „Die Choralnotenschrift bei Hymnen und Sequenzen im spätern Mittelalter“. Die mit den viel um-

strittenen rhythmischen Problemen sich beschäftigende Schrift erschien in erweiterter Form 1898 im Buchhandel. Im Jahre 1910 habilitierte sich Bernoulli als Dozent an der Universität Zürich mit der Studie „Aus Liederbüchern der Humanistenzeit“. Dieser Titel bezeichnet ein in der Folge mit besonderer Liebe bebautes Feld, wovon zahlreiche kleinere Aufsätze Zeugnis ablegen (in: „Zwingliana“, Festschrift zum Basler Kongreß 1909 usw.). Aber Bernoulli hat sich durchaus nicht nur auf dieses Gebiet beschränkt, er war auch der Herausgeber der Arien Heinrich Alberts, des Vaters des deutschen Liedes, hat über Händels Oratorientexte, über Berlioz als Aesthetiker der Klangfarben usw. geschrieben. Auch als musikalischer Mitarbeiter der „Neuen Zürcher Zeitung“ war er zeitweise eifrig tätig. Die Leser werden sich mancher Belehrung dankbar erinnern. Nur ein Artikel sei hier besonders noch erwähnt, weil er zeitgemäß ist: derjenige über Beethovens Humor. Mit feinem Verständnis wird darin ein Hauptcharakterzug des Meisters, ein Charakterzug, der so oft zu Unrecht übersehen wird, dargestellt.

Eduard Bernoulli wurde am 6. November 1867 zu Basel geboren, im 60. Altersjahr hat ihn der unerbittliche Tod abgerufen. Gern hätte er noch manches geleistet. Eine Arbeit noch hat er uns, wie wir hören, vollendet hinterlassen: eine Ausgabe des Liederbuches von Arnt von Aich, das er gemeinsam mit dem Heidelberger Professor Moser herausgeben wollte. Kollegen und Freunde werden dem Dahingeschiedenen das beste Andenken bewahren, seine wissenschaftlichen Arbeiten seinen Namen in Ehren erhalten und noch lange nützen und wirken.

(Neue Zürcher Zeitung 1927, No. 663.)

Karl Nef.